Dr. Kathrin Böhling

Ein Gespräch mit der Soziologin, die an den Forschungsprojekten fem4forest und fem2forests beteiligt war. Inzwischen ist sie Themenleiterin für Nachhaltige Waldnutzung bei Agora Agrar.

Malin Trepel: *Ich bin auf der Suche nach feministischen Perspektiven auf den Wald und frage mich und andere, ob es einen feministischen Umgang mit Wald gibt. Was assoziiert du zu diesem Begriff? Was kommen da für Gedanken bei dir auf?*

Kathrin Böhling: Ich glaube, wenn wir über feministische Perspektiven auf den Wald sprechen, ist das natürlich erst einmal ein Einstieg über die Geschlechterfrage. Also: Männer, Frauen, vielleicht auch Menschen, die sich keiner geschlechtlichen Identität zugehörig fühlen und auch andere Gruppen im Forst, die generell unterrepräsentiert sind. Also stellt sich die Frage danach wer ist in der Forstwirtschaft, wie wir sie hier in den Bundesländern kennen, wer ist dort eigentlich vertreten, wer ist dort sichtbar?

Diese Frage nach Frauen in der Forstbranche öffnet gewissermaßen das Feld für die Frage: Wie divers ist die Forstwirtschaft eigentlich? Wie vielfältig sind die forstlichen Akteur*innen? Und dann stellt man schnell fest: Viele Gruppen sind dort noch immer stark unterrepräsentiert. Das betrifft Frauen ebenso wie andere Personengruppen, die bisher kaum mitgedacht werden. Ein Beispiel für die Geschlechterfrage ist etwa die verbreitete Vorstellung, dass Frauen sich eher für Themen wie Naturschutz oder Waldpädagogik interessieren, während Männer sich vor allem für Forsttechnik oder andere technische Bereiche begeistern. Vielleicht ist da etwas dran, aber ich frage mich schon, ob das nicht auch eine Zuschreibung ist, die einfach vorausgesetzt wird – eine Rolle, die man Menschen von außen zuweist.

Dieses Feld zu öffnen und Bewusstsein für solche Strukturen zu schaffen, ist eine Form von Pionierarbeit. Es geht darum, Themen überhaupt erst sichtbar zu machen. Ich persönlich mache das gerne auch im Kleinen. Wenn ich zu forstlichen Veranstaltungen gehe, trage ich zum Beispiel ganz bewusst keine grüne Kleidung – das ist ja quasi die Lieblingsfarbe der Forstleute. Stattdessen ziehe ich lieber etwas Auffälligeres an, eine grelle Farbe vielleicht, oder ich trage Lippenstift. Einfach, damit da eine andere Farbe im Raum ist – eine andere Präsenz.

MT: *Oh, das ist sehr spannend! Da es aktuell so aussieht, dass ich mich mit Forstkleidung beschäftigen werde, finde ich das eine sehr interessante Perspektive auf Forstbekleidung.*

KB: Ja, die Kleidungsfrage ist wirklich sehr relevant im Forst. Das ist wie so ein Merkmal, genauso wie der Hund.

MT: Ja, das habe ich auch schon mitbekommen. Kannst du das mit diesen Merkmalen noch ein bisschen weiter ausführen? Inwiefern ist die Bekleidung deiner Meinung nach ein wichtiges Merkmal?

KB: Also, ich bin ja hier in Bayern beheimatet und hier als Forstfrau groß geworden. Gerade in eher konservativen Kreisen trägt man hier typischerweise einen Janker – oder vielleicht auch mal ein Dirndl. Wenn du bei forstlichen Empfängen bist oder etwa beim Waldbesitzerverband, dann greifst du eher zum Janker als zu einem klassischen Jackett.

Ich selbst trage weder das eine noch das andere. Aber ein Janker, oft in Dunkelgrün, oder so eine feste Fleecejacke – das ist schon verbreitet. Es geht auch ein Stück weit um einen einheitlichen Look. Bei der Bayerischen Landesanstalt für Wald und Forstwirtschaft (LWF), bei der ich auch gearbeitet habe, haben wir zum Beispiel von der Leitung LWF-Jacken bekommen, mit Logo und in den typischen Farben der Landesanstalt. Ich habe die Jacke aber ehrlich gesagt nie getragen – na gut, einmal habe ich sie angezogen, aber das war mir im Nachhinein unangenehm. Ich mag einfach keine Uniformjacken. Viele Forstleute hingegen mögen das sehr. Ich glaube, das hat auch mit der Geschichte zu tun. Die Forstleute hatten ja früher teils polizeiähnliche Funktionen im Wald. Und viele mögen es, als Forstleute erkannt zu werden – das ist ein Distinktionsmerkmal, ein Stück Habitus, wenn man so will.

MT: Meine These ist, dass unsere Vorstellung von Geschlecht auch unseren Umgang mit Natur prägt, da wir diese häufig weiblich konnotieren. Zum Beispiel Mutter Natur oder dass es etwas Ungezähmtes ist, das einer Kontrolle bedarf. Eine, wie ich finde, komische, naturalistische Vorstellung von Geschlecht. Hast du das Gefühl, dass dies den Umgang mit der Natur und dadurch mit dem Wald prägt?

KB: Es gibt viele verschiedene Arbeiten im Wald – und sie sind alle wichtig. Wenn es darum geht, mit dem Wald Geld zu verdienen, passiert das meistens, indem man Bäume fällt und das Holz verkauft. Diese Arbeit ist mit viel körperlichem Einsatz verbunden. Früher waren Motorsägen sehr schwer – sie konnten eigentlich nur von Männern gehoben werden. Dazu kommt, dass die Arbeit mit der Motorsäge gefährlich ist. Diese körperlich fordernden Aufgaben wurden deshalb oft automatisch den Männern zugeschrieben, ich kenne aber auch Forstwirtinnen, die diese Arbeiten machen.

Dann gibt es auf der anderen Seite diese historische Darstellung, wie auf dem 50-Pfennig-Stück: eine Frau, die am Boden sitzt und Bäume pflanzt. Eine Würdigung der Frauen, die nach dem Krieg das Land – und auch die Wälder – wieder aufgebaut haben. Gerade heute ist Waldpflege wieder enorm wichtig geworden. Viele Wälder müssen vielfältiger werden, und dafür braucht es aktive Arbeit: Pflanzen setzen, beobachten, pflegen. Immer wieder durch den Wald gehen, schauen, wie es den Bäumen geht, welche Tiere dort leben oder welche Pflanzen sich ausbreiten. Diese Arbeit ist subtiler, feinfühlicher – und wird häufig mit Frauen assoziiert. Dabei ist auch das Fällen eines Baumes keine grobe Tätigkeit: Man muss genau beobachten, den Standort einschätzen, beurteilen, in welche Richtung der Baum fallen kann. Auch das verlangt viel Erfahrung und einen guten Blick.

MT: Als ich das erste Mal mit dem Thema in Berührung kam, war das zu Beginn unseres Semesters auf einer Exkursion, unter anderem in einen

Forst bei Kassel. Dort hat uns der Revierleiter durch ein Stück seines Waldes geführt und uns einen Einblick in seine verschiedenen Aufgaben gegeben. Wir waren den ganzen Tag mit ihm unterwegs – das war total interessant! Im Laufe des Tages hatte ich den Eindruck, dass sein Beruf unglaublich fürsorglich und liebevoll ist. Er versuchte, ganz unterschiedliche Anforderungen zusammenzubringen: den Erhalt des Waldes, wirtschaftliche Interessen, neue Wege der Bewirtschaftung. Eben weil es so viele Ebenen hatte, fand ich das sehr spannend. Ich glaube man braucht einen sehr wachen Blick für Details, viel Kommunikation und ein feines Gespür. Ich habe mich gefragt: Warum ist ein Beruf, der so stark von Fürsorge und Aufmerksamkeit geprägt ist – Eigenschaften, die gesellschaftlich oft mit Weiblichkeit verbunden werden – dennoch so männlich dominiert? Ich glaube nicht, dass das weibliche Eigenschaften im biologischen Sinne sind. Aber trotzdem finde ich Kombination der weiblich konnotierten Eigenschaften und der männlichen Dominanz im Forstbereich so interessant.

KB: Weißt du was – ich würde gar nicht sagen, der Beruf ist männerdominiert, sondern eher: Er ist männlich konnotiert. Das macht nämlich deutlich, dass wir es hier mit einer Zuschreibung zu tun haben. Wir sprechen darüber, dass Frauen bestimmte Dinge machen und Männer bestimmte andere. Aber dann hast du ja zum Beispiel diesen Revierförster in Hessen kennengelernt, der mit sehr viel Gefühl – und sicherlich auch großem Wissen über Wachstum, Tiere und ökologische Zusammenhänge – seinen Wald bewirtschaftet. Bewirtschaftet im Sinne von: managen, weiterentwickeln, gut weitergeben an die nächste Generation.

MT: Ich bin ja noch ziemlich neu in dem Thema und arbeite mich aktuell erst ein. Die Arbeiten von Dr. Christine Katz finde ich zum Beispiel sehr spannend. In einem Sammelband über Nachhaltigkeit hat sie unter anderem geschrieben – oder eigentlich eher appelliert –, dass sich eine nachhaltigkeitsorientierte Waldwirtschaft von der traditionellen Männlichkeitskultur lösen muss, die stark auf Produktivität und Optimierung ausgerichtet ist. Und ich frage mich, wie das überhaupt funktionieren kann. Wie schafft man es, solche Themen in einem so traditionsbehafteten Bereich überhaupt anzustoßen?

Das führt mich eigentlich direkt zu meiner zweiten Frage, weil die beiden für mich stark zusammenhängen – vor allem in meinem Fall. Ich habe bisher wenig mit Forstwirtschaft zu tun gehabt, außer dass ich als Kind super gern im Wald war. Jetzt ist es plötzlich Thema im Semester und ich versuche, mich da reinzufinden. Aber wie adressiert man da überhaupt so ein Thema, ohne direkt abgewiesen zu werden? Ohne dass die Leute denken: ‚Was will die denn hier, diese Flitzpiepe?‘ ‚Die hat uns hier doch gar nichts zu melden!‘. Deshalb meine Frage: Wie erlebst du das – wie sprichst du solche Themen an, und wie ernst wirst du überhaupt genommen, wenn du keine klassisch ausgebildete Försterin bist?

KB: Als ich 2020 mit dem Projekt fem4forest beim LWF anfang, wurde mir gleich gesagt: ‚Kathrin, das ist ein Nischenthema. Stell dich auf blöde Kommentare ein – aber das Projekt ist wirklich gut.‘ Ich habe dann versucht, viel zu kommunizieren: Artikel schreiben, Posts machen, Gespräche führen – einfach das Projekt nach außen tragen. Und ich habe gemerkt: Dadurch kam etwas zurück. Das Image des Projekts hat sich verbessert, es gab viel positi-

ve Resonanz – nicht nur online, sondern auch konkret vor Ort. Ich habe zum Beispiel gemeinsam mit Försterinnen Waldbegänge für Frauen organisiert. Daraus wurden Veranstaltungen an verschiedenen Orten – im Bayerischen Wald, in Oberbayern und anderswo. Und das kam richtig gut an, weil es mal einen anderen Blick auf den Wald gab. Nicht immer nur Waldschutz und Borkenkäfer – sondern: Es gibt Menschen, die Wald besitzen, sich interessieren, aktiv werden wollen. Dadurch habe ich diese Menschen sichtbar gemacht. Rückblickend war das ein ganz wichtiger Schritt: ins Tun zu kommen, mit Försterinnen und Förstern zusammenzuarbeiten, Frauen im Forst sichtbar zu machen. So konnte ich das Eis brechen.“

Als Soziologin im Forstbereich hatte ich anfangs das Gefühl, ich muss mir überhaupt erst erarbeiten, ernst genommen zu werden. Aber ich bin überzeugt: Forstwirtschaft ist nicht abgekoppelt von der Gesellschaft. Sie ist Teil unserer kulturellen Identität, Teil unseres wirtschaftlichen Handelns – kurz: Teil unserer Gesellschaft. Und wenn die Forstwirtschaft sich abschottet, macht sie einen Fehler. Mein Anliegen ist das aufzuzeigen, und dass Öffnung wichtig ist. Man sieht das ganz konkret – in manchen Bundesländern mehr als in anderen und auch individuell bei einzelnen Förster*innen, die bewusst Türen öffnen. Wie zum Beispiel der Revierförster, den du in Hessen kennengelernt hast – der gesagt hat: „Ja, ihr seid keine Forststudierenden, aber ich nehme mir die Zeit.“ Das sind wichtige Signale. Es geht darum, sich sichtbar zu machen – und gleichzeitig eine Haltung mitzubringen, die etwas bewegen will.

MT: Kannst du kurz was zu den Begehungen sagen? Bestand die Zielgruppe aus Waldbesitzerinnen, die kleine oder verschiedene größere Flächen an Wald besitzen? Oder waren das Privatpersonen aus der Gesellschaft? Wer war genau die Zielgruppe und was habt ihr gemacht?

KB: „Bei den Waldbegängen war es völlig offen, ob jemand als Eigentümerin im Grundbuch stand oder nicht – das spielte keine Rolle. Die Försterinnen, die das angeboten und durchgeführt haben, haben das mit viel persönlichem Einsatz gemacht – und machen es teils immer noch. Die Themen waren ganz unterschiedlich: Borkenkäfer, Pflanzung, Motorsägen, Wild im Wald, Naturschutz – je nach Region und Fokus. Und das hat sich dann irgendwie multipliziert, da kam richtig Schwung rein. Die Frauen waren einfach total interessiert. Und, ja, auch wenn das ein Klischee sein mag – in vielen Fällen ist es so: Die Frauen kommen dorthin und sagen, ‚Ich will wirklich was lernen.‘ Sie sind aufmerksam – und das ist natürlich auch für die Förster*innen toll, wenn sie merken: Da kommt wirklich etwas an, ich kann Wissen weitergeben, das geschätzt wird.“

Ja das war eine ziemlich gute Aktion, aber neben diesen großen Sachen, forsche ich ja auch noch meinem soziologischen Thema Wald und Gesellschaft.

MT: Magst du kurz erzählen, was du neben diesen Projekten noch umgesetzt hast? Was machst du als Forscherin sonst noch?

KB: Also ganz grundsätzlich beschäftige ich mich mit der Frage: Wie kommt eigentlich das Neue in die Forstwirtschaft? Denn lange Zeit hat das etwas abgeschlossene System sehr stabil funktioniert. Aber seit den 1990er-Jahren, vor allem mit zunehmenden Gesetzgebungen der EU im Bereich Naturschutz und Klima, kam Bewegung in die Sache. Plötzlich gab es Vorgaben

aus Brüssel, die direkten Einfluss auf die Waldbewirtschaftung nahmen. Für viele in der Forstpraxis war und ist das eine große Herausforderung. Da hört man oft: „Die da oben sollen sich aus dem Forst raushalten – das ist Sache der Bundesländer, nach dem Subsidiaritätsprinzip.“

Meine Idee war damals: Wie kann ich die Forstverwaltung – in meinem Fall besonders die bayerische – dabei unterstützen, solche äußeren Entwicklungen frühzeitig zu erkennen und darauf zu reagieren? Daraus habe ich ein Projekt entwickelt, das auf ko-kreative Prozesse setzt. Das heißt, ich wollte gemeinsam mit Praktiker*innen überlegen, wie man mit diesen neuen Rahmenbedingungen umgehen kann.

Später kam dann das Thema Frauen in der Forstwirtschaft auf – auch das war ein neues Feld. Und derzeit arbeite ich unter anderem zum Thema Innovationen. Viele denken bei Innovation gleich an Technik – neue Maschinen oder digitale Tools. Aber aus sozialwissenschaftlicher Sicht weiß man, dass Technologien immer in Entstehungszusammenhänge, in soziale Kontexte eingebettet sind. Innovation kann auch bedeuten, dass man die eigene Organisation verändert, neue Arbeitsweisen ausprobiert oder andere Formen der Zusammenarbeit etabliert. Das ist nicht immer so greifbar – und gerade deshalb wichtig.

Die Forstwirtschaft tickt oft in langen Zeiträumen: Ein Baum wächst über Jahrzehnte, Veränderungen scheinen langsam zu verlaufen. Aber genau da setze ich an. Ich glaube, Innovationen – auch im sozialen und institutionellen Sinne – sind entscheidend, um mit Veränderungen gut umgehen zu können. Das ist mein Beitrag: Impulse zu geben, wie die Forstwirtschaft offen bleibt für neue Entwicklungen – von außen und von innen.

MT: Was wären das für anderer Arten von Innovationen? Kannst du das nochmals ausführen?

KB: Ja, vorhin ging es ja schon mal darum, dass man in der Forstwirtschaft hauptsächlich über Holz Geld verdient – also Bäume ernten. Das ist natürlich legitim. Aber gleichzeitig sprechen wir auch über sogenannte Ökosystemleistungen. Klar, das ist ein etwas technischer, anthropozentrischer Begriff, aber der Wald liefert eben mehr als nur Holz. Und es wäre absolut denkbar, dass man auch mit anderen Leistungen des Waldes wirtschaften kann. Damit das funktioniert, braucht es allerdings gewisse Voraussetzungen – etwa Märkte für solche Leistungen. Man kann das nicht einfach machen, sondern muss Produkte schaffen, wie z. B. handelbare Zertifikate. Und viele Unternehmen sagen heute: Lieber kaufe ich CO₂-Zertifikate von einem Wald in meiner Nähe als aus einem unbekanntem Projekt im Ausland. Genau da entstehen gerade spannende Initiativen – z. B. in Bayern, in der Nähe von Rosenheim oder im Allgäu. Dort haben sich Gruppen gebildet, die solche regionalen Modelle aufbauen wollen. Auch Start-ups in München arbeiten daran.

Besonders spannend ist es, wenn solche Projekte direkt aus der Praxis kommen – von Forstleuten selbst. Das hat dann mehr Substanz und Glaubwürdigkeit. Im Allgäu z. B. ist das Holzforum sehr innovativ, in Rosenheim ebenfalls. Da entstehen tatsächlich neue Marktprodukte aus dem Wald.

Ein weiteres Beispiel habe ich in Hessen gesehen – oder auch in Thüringen, im Harz oder NRW – in Gebieten mit großen Kalamitätsflächen, wo viel Wald abgestorben ist. Dort denken Leute darüber nach, wie man mit sogenannten Nichtholzwaldprodukten wirtschaften kann. Das kann Honig sein, Pilze oder

andere Dinge, die erst mal nicht im Fokus stehen und dafür muss erst einmal ein Markt und ein Bewusstsein entstehen.

In Hessen z. B. haben sich zwei Landwirte mit Imkern zusammengetan und einen „Bienenwald“ ins Leben gerufen – bienenfreundlich, nicht nur für Honig-, sondern auch für Wildbienen. Das finde ich super spannend. Solche Projekte könnten später auch über Biodiversity Credits Einnahmen generieren, oder CO2-Zertifikate. Denn klar – die Menschen wollen damit auch Geld verdienen, und das ist absolut legitim, aber sie sagen: Wir denken Wald neu – und das, was da entsteht, ist bodenständig, praxisnah und innovativ.

MT: *Ich bin bei meiner Recherche sehr schnell auf die Kulturfrauen gestoßen. Ihre wichtige und wertvolle Arbeit bestand ja vor allem darin, den Wald nach den Reparationshiebsen wieder aufzuforsten. Gleichzeitig habe ich festgestellt, dass sie das eigentlich vor allem für uns Menschen gemacht haben – damit wir wieder Ressourcen haben und einen Wald, mit dem wir wirtschaften können.*

Wenn ich das jetzt auf heute übertrage, wo es viele Brachflächen durch verschiedene Kalamitätsereignisse gibt, frage ich mich, was die Aufgaben der Kulturfrauen heute wären, wenn sie wieder im Wald wären. Wie wäre es, wenn wir sagen würden: „Dann versuchen wir jetzt, einen Wald aufzubauen, der in erster Linie für den Wald selbst gedacht ist.“ Vielleicht beißt sich das auch ein bisschen selbst, weil wir wirtschaftlich von dem Wald leben wollen, so wie wir es gerade tun. Aber ich finde es trotzdem spannend, da nochmal genauer hinzuschauen. Besonders interessant finde ich die Nicht-Holz-Wald-Produkte oder solche Konzepte, wie man Brachflächen neu denken kann.

KB: Diese Nadelholzreinkulturen, die zusammengebrochen sind, sind nicht resilient. Wir brauchen diese Artenvielfalt in den Wäldern. Und eine Voraussetzung dafür ist, dass sich die Forstwirtschaft auch diverser aufstellt.

Es geht darum, von diesem Verständnis wegzukommen, dass man den Wald bis ins Unendliche optimieren kann. Ja, man kann ihn optimieren, aber nur in einem gewissen Rahmen – die Idee der totalen Optimierung greift da nicht. Dieser Ansatz stellt einen Paradigmenwechsel dar.

MT: *Auf diesen Standpunkt bin ich in meiner Recherche auch immer wieder gestoßen.*

KB: ja, das sagen gestandene Forstleute.

MT: *Meine vorerst letzte Frage: Gibt es einen Gegenstand in deinem Arbeitsalltag, der sinnbildlich für deine Arbeit steht oder für eine Tätigkeit, die dir besonders Spaß macht?*

KB: Ich bin viel im Wald unterwegs – ich wohne ja hier auf dem Land – und bin da auch oft unterwegs. Wahrscheinlich öfter als viele andere. Heute zum Beispiel war hier wieder so ein Erntefahrzeug unterwegs, also kein Harvester, sondern so ein Wagen mit Kran, der die Bäume in so einen Hänger reinlädt. Ich finde es total spannend, daneben zu stehen und mir anzuschauen, was da passiert.

Ah und ich mag das auch, einen Helm zu tragen – mit Ohrschutz und Augenschutz – und damit wirklich geschützt zu sein. Ich hätte gerne meinen eigenen Helm. Alternativ wäre für mich ein Bleistift, der so richtig schön zum

Schreiben ist, ein wichtiger Gegenstand. Den Geruch von Bleistiften, den mag ich auch gerne.

MT: Oh das ist richtig gut. Ganz herzlichen Dank, für deine Zeit und die spannenden Antworten und Gedanken, das hat mich sehr gefreut!

KB: Gerne, dann bis bald! Alles Gute!